

(Nachdruck verboten.)

52]

## Esther Waters.

Roman von George Moore.

William warf gleich seinen Rock ab.

„Ich bin todmüde,“ sagte er, „und wenn ich denke, wieviel ich nächste Woche verlieren kann —“ er beendete seinen Satz nicht.

Esther aber sagte: „Du hast sehr hohe Wetten für den Derby angenommen; nicht wahr? Wenn nun aber doch ein Outsider gewinnt?“

„Ja, das muß man eben abwarten.“

Sie waren beide sehr müde, wechselten noch ein paar Worte miteinander, kleideten sich aus und legten sich nieder. Esther hatte kaum den Kopf aufs Kissen gelegt, so schloß sie auch schon die Augen.

Nach einer Weile sagte William: „Es ist doch komisch, daß Du, die Du schon so viel davon gehört hast, noch nie ein Rennen gesehen hast.“

Esther sagte nichts. Sie war schon im Einschlafen begriffen, und Williams Stimme drang wie aus weiter Ferne an ihr Ohr. Plötzlich verfehlte er ihr einen leichten Stoß.

„Du, hör' mal, Kleine,“ sagte er, „nun weiß ich jemand für Dich; zur Begleitung laß doch unsre frühere Freundin Sarah Tucker ein, mit uns zu gehen. Ich habe von John gehört, daß sie im Augenblick keine Stelle habe; da kann sie ja gehen; die würde sich darüber freuen.“

„O ja — ich würde mich auch freuen, Sarah wiederzusehen.“

„Du schläfst ja schon.“

„Nein, durchaus nicht. Ich habe genau gehört, was Du gesagt hast. Du willst, daß wir Sarah einladen sollen, mit uns zum Derby zu fahren.“

William bedauerte sehr, daß er nicht ein hübsches Wägelchen besaß, worin er die beiden Damen zum Derby hätte fahren können.

„Man könnte freilich eins mieten, aber das würde unsinnig viel Geld kosten. Auch wäre es möglich, daß er dann zu spät ankäme; denn die Wege sind eben nicht mehr so gut wie früher, und die meisten Leute fahren heutzutage in der Eisenbahn hin.“

Während sie noch berieten, von wem sie Sarahs Adresse erfahren konnten, schliefen sie beide ein.

Drei oder vier Tage vergingen. Dann eines Morgens sprang William rasch aus dem Bett und sagte:

„Ich glaube, es wird ein schöner Tag, Esther.“

Er nahm seine besten Kleider aus dem Schrank und suchte sich auch eine schöne, seidene Krawatte hervor.

Esther hatte einen festen Schlaf; sie lag auf ihrem Platz dicht an der Wand und schlief noch.

William beachtete sie nicht weiter, sondern kleidete sich an, dann rief er:

„Na, nun steh' aber auf, Esther; Teddy wird gleich hier sein, um meine Sachen einzupacken.“

„Ist es schon Zeit, aufzustehen?“

„Ich sollt' es meinen!“

Sie hatte zum Derbyrennen ein neues Kleid bekommen. Man hatte es im Tottenham Court Road bestellt, und gestern abend war es ins Haus geschickt worden. Ein wirkliches Sommerkleid; ein hübsches lila Muster auf weißem Grunde; um Hals und Aermel mit weißen Spitzen verziert; auch einen weißen, mit Flieder besetzten Hut hatte sie dazu, desgleichen einen hübschen, zur Toilette passenden Sonnenschirm.

Jetzt klopfte es an die Thür.

„Ja, ja, Teddy, gleich; meine Frau ist noch nicht ganz fertig. So spate Dich doch ein bißchen, Esther.“

Esther trat mit den Füßen in ihren Rock hinein, um ihr Haar nicht wieder in Unordnung zu bringen, und sie war noch dabei beschäftigt, die Taille zuzuknöpfen, als der kleine Mr. Blamy schon eintrat.

„Thut mir leid, Sie zu belästigen, Madame, aber wir haben keine Zeit zu versäumen, wenn der Herr nicht seinen Platz auf dem Hügel verlieren will.“

„Nur schnell, Teddy, schnell, nimm die Sachen raus, halt Dich nicht mit unnützem Schwatzen auf.“

Der kleine Mann öffnete den Handkoffer und legte ihn auf den Boden. Dann nahm er einen karierten Anzug aus dem Schrank, an dem jedes schwarze und weiße Carreau so groß war wie ein halber Schilling.

„Wollen Sie die grüne Krawatte dazu umbinden?“

William nickte.

Die grüne Krawatte war einen Meter lang und von wallender, hellgrüner Seide.

„Ich habe Ihnen auch ein Bündel gelbe Blumen mitgebracht; wollen Sie sie jetzt anstecken oder soll ich sie in den Koffer legen?“

William warf einen Blick auf die Blumen.

„Ihre Farbe ist ein bißchen schreiend,“ sagte er, „thun Sie sie lieber in den Koffer hinein. Ich werd' sie erst auf dem Rennplatz anstecken.“

Die Karte, die er nachher in seinen weißen Hut stecken sollte — die Worte „William Latch, London“ standen in Goldbuchstaben auf grünem Grunde darauf — wurde ganz obenauf gelegt. Die Stiefel mit den drei Zoll hohen Sohlen und Abfäken wurden in die Kiste gelegt, auf welcher William zu stehen pflegte, während er der Menge seine Preise zuschrie. Dann kamen noch die zwei Stangen, welche das weiße Banner trugen, auf dem in goldenen Buchstaben stand:

„William Latch, „Kings Head“, London. Neelle Preise, prompte Bezahlung.“ —

Der Himmel war bedeckt; hie und da aber brach die Sonne golden durch die Wolken hervor. Die Straßen waren voll von jungen Männern; hie und da aber sah man auch das blaue oder weiße Kleid eines jungen Mädchens hindurchschimmern.

Sie waren in einer Droschke zum Bahnhof gefahren. Dort wurden sie schon vom alten John erwartet. Sarah aber war noch nicht da.

William sagte ungeduldig:

„Wir müssen eben ohne sie fahren; ich darf um keinen Preis zu spät kommen.“

Esthers Gesicht umwölkte sich ein wenig.

„Wir können nicht ohne sie fahren,“ sagte sie, „sei doch nicht so ungeduldig!“

In diesem Augenblick kam eine weibliche Person in weißem Kleide rasch den Perron herabgelaufen, und Esther sagte: „Ich glaube, dort kommt sie.“

Da die Frauen Angst hatten, gaben sie sich nur einen ganz kleinen, leichten Kuß, und William ermahnte sie, rasch einzusteigen.

„Ihr habt 'ne ganze Stunde im Zuge Zeit, Eure Kleider gegenseitig zu befehen und miteinander zu schwätzen,“ sagte er. „Steigt nur ein, — und er schob sie in ein Coupé dritter Klasse hinein. Die Frauen setzten sich an die Fenster. Sie hatten einander so lange nicht gesehen und hatten einander so viel zu sagen, daß sie zuerst gar nicht wußten, wo anfangen. Sarah sprach zuerst.“

„Wie gut von Ihnen, an mich zu denken. Also nun sind Sie wirklich verheiratet — und noch dazu mit ihm,“ fügte sie leiser hinzu.

Esther lachte.

„Ja, es ist wahrhaftig seltsam; nicht wahr?“

„Sie müssen mir aber die ganze Geschichte erzählen,“ sagte Sarah.

„Wie komisch, daß wir uns noch nie zuvor begegnet sind!“

„Ich habe nur einmal von Ihnen gehört; das war durch Margarete Gale.“

Der Zug rollte aus der dunklen Bahnstation hinaus in das jetzt blendend gewordene Sonnenlicht. Die Sonnenstrahlen brannten durch die Fensterscheiben auf die Gesichter und Hände herab. Die Eisenbahnlinie lag hoch; sie fuhren an den oberen Stagen der Häuser vorbei, fast in gleicher Höhe mit den Schornsteinen; dürre Plätze flogen vorüber, die mit altem Eisen, altem Holz, alten Stücken Eisenbahnschienen und so weiter angefüllt waren. Hoch in der Luft angebrachte, malerisch aussehende Geschäftsannoncen sausten vorbei, mächtige Gasometer, die, hoch und schwarz in die Luft emporragend, fast wie eiserne Käfige ausfahen. Und weit dahinter sahen sie die Hausdächer des großen London, auf denen noch der graue Frühnebel lagerte, und dazwischen hie und da das zerfranste Grün einer Baumgruppe in einem entfernten Park. Unten, durch einen

mit hundert Bögen versehenen Viadukt, sahen sie einen Zug vorüberfahren, und an den schwarzen Themse-Ufern eilten unzählige andre Züge entlang, welche die Tausende von kleinen Beamten, Ladenverkäufern und Arbeitern aus den Vorstädten nach der Stadt zu ihrer täglichen Arbeit führten.

An der Clapham Junction hatten eine Menge Sportsleute die Coupés bestiegen, sie trugen sämtlich lange graue Ueberröcke und Feldstecher in Futteralen über die Schultern gehängt. Und weiter rollte der Zug, immer weiter — durch die Vorstädte mit blendend roten Ziegeldächern, an deren Stelle, wie der alte John erzählte, vor vierzig Jahren noch lauter offenes Land gewesen war.

Die Männer rauchten unterdessen ihre Pfeifen und horchten mit Interesse und Bewunderung auf die Anekdoten des alten John. Er erzählte von jenen Zeiten, in denen er und der „Alte“ zusammen mit den großen Sportsleuten jener Zeit diesen selben Weg mit Wagen und Pferd zurückzulegen pflegten.

Esther hatte Sarah die Geschichte ihrer Begegnung mit Margarete erzählt; und dann hatte Sarah sie ausgefragt über ihre Begegnung mit William und die darauf erfolgte Heirat. Der Zug hatte jetzt an einer kleinen Station auf freiem Felde angehalten, und der nunmehr ganz blau gewordene Himmel mit seinen kleinen grauweißen Wölkchen wurde das Thema der ferneren Unterhaltung. Dem alten John wollten diese Wölkchen nicht so recht gefallen, und die Frauen blickten mit Befriedigung auf die Regenmäntel, die sie über dem Arm trugen.

Noch mehr als einmal mußte der Zug halten; aber sie hatten nun London endgültig hinter sich gelassen, und als sie das letzte Mal hielten, war es vor einem herrlichen, in sommerlicher Frische daliegenden Landschaftsbilde. Eine grüne, saftige Weide mit einer altmodischen, verwitterten Kirche, die man zwischen den breitlästigen Bäumen hindurchschimmern sah; grüne, wogende Kornfelder, lustige, in der Luft herumfliegende und ein langames Vorbeirollen der leichten, grauweißen Wölkchen oben, die gleichsam Platz zu machen schienen für den tiefblauen Himmel eines langen, schönen Sommertages.

XXXII.

Es war so arrangiert worden, daß William sich im „Spread Eagle“ umziehen, das heißt seinen Sportsanzug anlegen sollte. Das Wirtshaus befand sich nicht weit von der Station entfernt, an einem Kreuzwege; ein niedriges, viereckiges Haus mit einer auf Säulen ruhenden Veranda davor. Selbst zu dieser frühen Stunde schon zogen massenhaft Pilger aus London hier vorüber. An diesem Trog hier wurden viele Pferde getränkt, im ersten Gastzimmer nekten die Kutscher ihre Rehlen, und an den Tischen drin und vor dem Wirtshause saßen junge Mädchen in hübschen, hellen Sommerkleidern mit jungen Männern zusammen und tranken Bier.

Aber die größere Zahl der Wagen fuhr vorbei, ohne anzuhalten; denn die Insassen befürchteten sonst zu spät anzukommen. Sowie sie hier an der Biegung anlangten, mußten sie im Schritt fahren und sich der Reihe nach dem langen Zuge von Wagen anschließen, von einem berittenen Schutzmann, der auf seinem Pferde mitten im Wege stand, dirigiert. Die Kutscher der zahlreichen Privatfuhrwerke trugen sämtlich rote Röcke, und das Tuten und Heulen aus den langen Messinghörnern durchschnitt fast ununterbrochen die Luft. Auch alte, schäbige Wagen kamen vorüber, manche von zwei, manche nur von einem Pferde gezogen; halbjahrhundertalte Wägen wackelten langsam vorbei, hinter sich ebenso alte Fuhrwerke herschleppend — und selbst Fehlwagen waren kein seltener Anblick.

Esther und Sarah waren erstaunt über die Menge von Fuhrwerken; aber der alte John belehrte sie, daß das gar nichts wäre im Vergleich zu dem, wie es vor fünfzig Jahren gewesen.

„In dem Jahre, als Andover den Derby gewann, hatte die Wagenlinie etwa acht Meilen vor Epsom begonnen. Die Wagen blieben damals mitunter eine halbe Stunde stehen, bevor sie sich weiter fortbewegen konnten. Und dieses Scherzen und Lachen und Fröhlichsein! Der Kutscher machte ruhig mit dem Herzog seine Witze, der Diener mit der gnädigen Frau. Ach! mit dieser alten, guten Lustigkeit war's nun vorbei.“

„Ach, du lieber Himmel!“ rief Esther, als William jetzt in seinem Sportsanzug zu ihnen heraustrat, — „beinahe hätte ich Dich nicht erkannt!“

Er sah in der That sehr sonderbar und prächtig aus in

seinem großkarierten Anzug, seiner langen, grünen Halsbinde, den gelben Blumen und dem weißen Hut mit seiner goldenen Aufschrift: „Mr. William Latch, London.“

„Das ist kein Wunder,“ sagte er, „Du hast mich noch nie in diesem Zeug gesehen. Sieht aber famos aus, was? Aber nun müssen wir uns eilen; es ist schon spät. Mr. North hat mir angeboten, mich in seinem Wagen mitzunehmen bis nach dem Turf, aber sein Wagen hat nur zwei Plätze. Teddy und ich müssen uns beeilen; aber Ihr habt noch lange Zeit, denn es kann noch Stunden dauern, bevor die Rennen beginnen. Es ist ja auch kaum mehr eine Meile bis dorthin; ein hübscher Spaziergang. Diese Herren hier werden sich Eurer schon annehmen. Ihr wißt ja, wo Ihr mich findet,“ sagte er zu John und einem andern Reisegefährten, „nehmen Sie sich meiner Frau und Miß Luchers gut an.“

Gleich nach diesen Worten sprangen er und Teddy in einen bereitstehenden kleinen Wagen hinein und fuhren davon.

„Das ist mir ein netter Mensch!“ sagte Sarah, „er fährt im Wagen und wir können zu Fuß hinterdrein laufen.“

„Er muß doch zusehen, daß er einen guten Platz auf dem Hügel bekommt; sonst macht er heute nichts,“ erklärte John; „wir aber haben noch massenhaft Zeit; die Rennen beginnen immer erst nach ein Uhr.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Wie der Filzhut entsteht.

Der Fabrikant bezeichnet die Verarbeitung der Tierhaare durch Drud, Klopfen und schiebende Bewegung zu einem zähen, elastischen und schmiegsamen Gebilde als „Verfilzen“. Worauf beruht nun aber die Fähigkeit der Tierhaare, sich zu verfilzen? Darüber belehrt uns das Mikroskop. Betrachten wir verschiedene Tierhaare durch das Mikroskop, so sehen wir, daß dieselben nicht etwa einfache, glatte Fäden oder Röhrchen darstellen, sondern daß sie ganz und gar mit lauter feinen, schräg aufwärts gerichteten Spitzen oder Schuppen besetzt sind. Werden nun durch die mechanische Bearbeitung die Haare in ungleicher Richtung dicht aneinander geschoben, so daß die Spitzen ineinander greifen, so entsteht ein zusammenhängender Stoff, aus welchem man die einzelnen Haare nicht mehr herausziehen vermag. Die Anwendung von Wärme und Feuchtigkeit begünstigen noch dieses Verfahren, und die ganze Kunst des Hutmachers besteht nun eben darin, das Material so gründlich zu bearbeiten, daß es eine gute, gleichmäßige Beschaffenheit erhält und die gewünschte Form annimmt. Nicht jedes beliebige Tierhaar ist geeignet, zu Filzhüten verarbeitet zu werden, auch der Preis des Materials fällt ins Gewicht. Den gebräuchlichsten Stoff bilden die Hasen- und Kaninchenhaare, und zwar werden die Hasenhaare für bessere, die Kaninchenhaare für geringere Filzhüte verwendet. Ein Gut aus Viberhaaren bildet ein kostbares Stüd; die sogenannten Castorhüte, welche nach dem Urteil vieler Leute aus Viberhaaren gefertigt sind, besitzen thatsäglich nur aus gewöhnlichem Filz, welcher lediglich an der Oberfläche eine ganz dünne Dede aus den teuren Viberhaaren erhält. Die äußere Plattierung kann also sehr leicht einem Käufer bestechen, während ihr in Wahrheit kein zu großer Wert beizumessen ist. Im übrigen werden noch sehr billige, gröbere Filzhüte von Kammwolle, Käber- und Kamelhaaren hergestellt, doch wird auch feinen Hüten immer etwas Schaf- und Vicogna-Wolle zugesetzt. Die Haare verfilzen sich nämlich verschieden gut, und da sich die Kamm- und Vicogna-Wolle wohl besonders leicht verfilzen läßt, bedient man sich gern dieses Hilfsmittels. Das Hasenhaar muß sogar erst durch Anwendung einer Weize zum Kräufern und Verfilzen geeignet gemacht werden; diese Weize, welche nicht auf das losgelöste Haar, sondern auf das unversehrte Fell angewendet wird, besteht z. B. aus einer Lösung von Quecksilber in Scheidewasser mit einem Zusatz von Nephsublimat und weißem Arsenit. Die verschiedenen Weiz- und Präpariermethoden haben den Zweck, das natürliche Fett bezw. andre an der Oberfläche der Haare haftende Stoffe zu entfernen und die Spitzen oder Schuppen freizulegen und so das Verketten der Haare zu erleichtern. Im übrigen hat man schon bei dem Enthaaren der Felle sehr vorsichtig zu verfahren; man hat darauf zu achten, daß die langen Stachelhaare von gewissen Körperteilen der Tiere nicht mit verarbeitet werden, wie überhaupt das sorgfältige Sortieren oder Wischen der Haare eine große Rolle in der Hutmacherei spielt. Jeder kann sich durch einfaches Befühlen der Hüte selbst davon überzeugen, wie außerordentlich verschieden das verwendete Material ist.

Die Verfilzung wird durch das sogenannte „Fachen“ eingeleitet. Bei der Fabrication durch Handarbeit macht man keinen Unterschied, ob es sich um Haare oder Wolle, bezw. um ein Gemisch von Haaren und Wolle handelt. Das Fachen hat den Zweck, das Material zunächst aufzulockern und von Staub und groben Stachelhaaren zu befreien, die parallele Lage der Fasern aufzuheben und sie möglichst unregelmäßig durcheinander zu werfen. Zu diesem Zwecke bedient sich der Facher eines Werkzeuges, welches wie der Bogen eines Basses aussieht, etwa zwei Meter lang ist und an einem von der Dede herabhängenden Stricke hängt. Der Facher versteht es, die Sehne des

Wogens berart gegen das aufgekaupte Material schwirren zu lassen, daß die Fasern gründlich durch einander gewirbelt werden, bis sie schließlich beim Herabfallen eine lockere, ziemlich gleichmäßige Schicht auf dem Arbeitstische bilden. Der Arbeiter bildet nun aus dem für einen Hut bestimmten Material zwei lose, dreieckige Lagen, welche durch vorsichtiges Drücken mit der Hand oder durch behutsames Hin- und Herschieben mittels eines aufgesetzten siebartigen Gerätes verfilzt werden. Dann werden durch weiteres Verfilzen mit der Hand zwei Seiten zu einem sogenannten Stumpfen verbunden, der wie eine kegelförmige Mütze aussieht. Die weitere Verdichtung des Filzes erfolgt durch das Walken. Diesem Zwecke dient ein Walkkessel, dessen breiter, nach innen geneigter Rand den Walktisch bildet; er bietet in der Regel fünf bis sechs Leuten Platz zur Arbeit. Im Kessel befindet sich eine aus Wasser und einem Zusatz von Schwefelsäure bestehende Flüssigkeit, welche beständig heiß gehalten wird. Der Filz wird immer wieder in die Flüssigkeit getaucht und dann auf dem Walktische aus freier Hand oder mit Hilfe eines Kollholzes bearbeitet, und zwar bald auf der Außenfläche, bald durch Umdrehen der Stumpfen auf der Innenfläche. Bei dem Walkverfahren verringert der Stumpfen immer mehr seine Größe; er schrumpft mehr und mehr zusammen, bis er schließlich  $\frac{1}{2}$  seiner Dimensionen verloren hat. Ist die Verdichtung und Verkleinerung bereits weit genug vorgeschritten, so wird das Material mit einer Bürste bearbeitet, welche man öfter in die heiße Weize taucht.

Der Stumpfen wird nun auf einen hutförmigen Block gebracht und weiter mit der Bürste behandelt, wobei gleichzeitig die herausstehenden Stachelhaare mittels eines Werkzeuges entfernt werden, das sich in die vorstehenden Haare eindrikt und sie herausreißt. Die Spitze des Stumpfens wird auf dem Block durch Strecken, Drücken und Bürsten verbreitert; hierauf wird der Rand über dem Block abgebunden und durch ähnliche Behandlung gestreckt und gedichtet. Das Bürsten giebt dem Material auch jenen Lüster, welcher die neuen Filzhüte so gefällig erscheinen läßt und der leider so bald schwindet.

Der gewaltige und geformte Hut wird dann nur noch gefärbt, mit Schellack oder Leim gestrichelt und zugereicht, endlich gefüttert und eingefaßt. Seit einer Reihe von Jahren bedient man sich auch einer Maschine, welche die langen, groben Haare mittels einer mit schraubförmig gestellten Messern besetzten rotierenden Welle fein säuberlich fort zu rasieren hat. Das Walken ist eine sehr anstrengende und ziemlich langweilige Beschäftigung; es erfordert drei bis vier Stunden, und auch der geschickteste Arbeiter kann während eines Tages kaum mehr als drei Hüte fertig walken. Bei der Herstellung von Gastorhüten oder andern Fabrikaten, welche mit einer feineren Decke versehen werden, geschieht das Plattieren natürlich während des Walkens. Man bildet ein Fach des edleren Stoffes, zieht dieses über die gröbere Filzlappe und walkt dann beide Schichten zusammen.

Soll die Filzfabrikation durch Maschinen erfolgen, so müssen Pelzhaare und Wolle getrennt und für sich bearbeitet werden, und zwar beginnt die Maschinenarbeit schon bei den Fellen. Das Rohmaterial für Haarchüte besteht aus Hasen- und Kaninchenfellen, welche in getrocknetem Zustande aus den Markt kommen. Nach dem Weizen werden die Wölfe einer schnell rotierenden Bürstenwalze ausgesetzt; dann werden die Haare durch eine Schermaschine vom Felle getrennt. Bei diesem Verfahren kommen natürlich auch die groben Haare mit unter das brauchbare Material. Um diese zu entfernen, bedient man sich einer Maschine, welche gleichzeitig die Haare aufzuwickeln und untereinander zu werfen hat, wie ich dies oben bei der Handarbeit geschildert habe. Die Maschine wird als „Haarblase- und Wischmaschine“ bezeichnet. Solch eine Maschine besteht aus mehreren Kammern, vor deren Eingangsöffnungen je eine Bürstenwalze rotiert. Man führt die Haare der Walze zu, und diese besorgt nun von selbst das Ausbürsten und Sortieren des Materials. Der entstehende Luftstrom treibt die feineren und leichteren Haare in den oberen Teil der Kammer, wo sie von einem Transportband aufgenommen und der nächsten Bürstenwalze zugeführt werden. Dagegen fallen die groben Haare nach unten auf ein scharf gestelltes Brett, wo die weitere Auscheidung des brauchbaren Materials erfolgt. Aus der letzten Kammer kommen die Haare, nach gründlicher Mischung in diesem Teil der Maschine, in Form eines losen endlosen Bandes heraus. Die für einen Hut erforderlichen Mengen werden durch ein Gewicht festgesetzt und in den Stumpfenformier gebracht.

Der Stumpfenformier ist eine sehr interessante Maschine. Die wollartige, lockere Masse wird abermals auf einem endlosen Transportband ausgebreitet und einer „Speisewalze“ zugeführt, welche das Material wieder einer rotierenden Bürste überliefert. Diese treibt das Material in einen kastenförmigen, horizontal angeordneten Kanal, der sich aber nach der einen Seite hin immer mehr und mehr verengt und in eine Kante ausläuft. An dieser Stelle befindet sich ein langer, senkrechter Spalt, vor welchem auf einem kastenförmigen Untersatz eine große, durchlöcherete Kupferglocke in Form eines hohen, ziemlich spitz zulaufenden Hutes rotiert. Aus dem kastenförmigen Untersatz und der Glocke wird nun mittels einer Luftpumpe die Luft abgesaugt, und es entsteht ein luftverdünnter Raum. Die Haare im Kanal werden durch den kräftigen Luftstrom erfasst, sie fliegen gegen die Glocke und werden hier fest angesaugt. Da die Glocke um die vertikale Achse rotiert, so wird nach und nach die ganze Glocke von der Haarschicht bedeckt. Der Arbeiter reguliert den Luftstrom der Haarmasse durch einen vor dem Spalt angeordneten Schieber und vermag auf diese Weise zu bewirken, daß die Glocke sich mit einer gleichmäßigen Haarschicht bedeckt. Ist dann

die für einen Hut erforderliche Schicht aufgebracht, so umhüllt er sie mit einem feuchten Tuche, nimmt die Form einschließlich der Deckschicht herunter und taucht das Ganze in heißes, angesäuertes Wasser. Dabei verfilzt sich das Material bereits so weit, daß der dünne, kastenförmige Filzstumpfen zur weiteren Verarbeitung abgehoben werden kann. Nun erfolgt das Walken der Filzregel, von denen immer eine größere Zahl zusammengethan wird. Sie werden mit einer grob gezahnten Walze bearbeitet, wobei sie nicht allein dichter werden, sondern auch, wie bei der Handarbeit, immer mehr einschrumpfen, sich also der Hutform nähern. In manchen Fabriken wird mit der zunehmenden Dichtigkeit des Filzes der Druck der Walze vermehrt. Außerdem kommen sogenannte Filzmühlen zur Verwendung, welche mit einem Fallhammer ausgerüstet sind. Der Fallhammer fällt auf das Walkbrett nieder, auf welchem das Material ausgebreitet liegt, und wird nach jedem Fall wieder automatisch aufgehoben. Das Walkbrett ist durchlöcherter, so daß der von unten kommende Dampf das Material durchströmen kann. Zum Zwecke des Säherens wird der Hut auf eine Kegelform gezogen und unter einem Schermesser durchgeführt, welches mit schneller, kreisförmiger Bewegung alle vorstehenden, gröberen Haare entfernt.

Viele Mütze machte es auch, die Spitzen der Filztappen zu besseitigen. Die Spitze wird während des Behandlung der Stumpfen auf dem Formkörper bald nach innen, bald wieder nach außen gedrückt, wobei sie mehr und mehr einschrumpft und schließlich eine Reihe ringförmiger Falten bildet, welche nun unter häufiger Verwendung mit heißem Wasser von Hand ausgewalkt werden. Dabei erhält man endlich den flachen oder flachgewölbten Deckel, welchen fast alle modernen Hüte besitzen.

Um die gescherten und bearbeiteten Filzflächen immer mehr zu glätten, kommen Schleifmaschinen zur Anwendung; das Verfahren wird vielfach als „Vimsen“ bezeichnet. Der Filz wird dabei über zylindrische, oben gewölbte Formen gezogen, die auf schnell rotierenden vertikalen Wellen sitzen. Derartige Formen sind stets in größerer Zahl rings um einen Arbeitstisch angeordnet, so daß stets mehrere Arbeiter an jedem Tisch beschäftigt werden können. Während des Rotierens drückt der Arbeiter Sand- oder Schmirgelpapier gegen die Filzflächen und fährt mit seiner Arbeit so lange fort, bis der Filz vollkommen glatt und gleichmäßig geworden ist. Weitere Verfahren bestehen im Steifen, Bügeln und Staffieren der Hüte. Beim Steifen werden die Außenseiten des Filzes mit einer Appretur getränkt, die heute wohl meistens aus einer weingeisthaltigen Schellacklösung besteht, welche den Hut wasserdicht macht. Beim Bügeln bedient man sich einer Art Drehbank; auf der Spindel sitzt eine Form, auf welche der Hut gezogen wird; während er rotiert, wird das Bügeleisen gegen die Filzflächen geführt. Das Staffieren endlich in dem Einfassen des Randes, des Futteres und Schweifleders, wobei zum Teil sehr sinnreiche Nähmaschinen zur Anwendung kommen, deren Stoffdrücker der gewölbten Form des Hutes angepaßt ist.

Es giebt heute eine ganze Reihe von Maschinenfabriken, welche sich mit der Herstellung von Specialmaschinen für die Hutfabrikation beschäftigen, namentlich in Offenbach, Bremen und Liegnitz. Auch die amerikanischen Maschinen dieses Gebietes werden sehr gerühmt, doch werden die deutschen Maschinen in großem Umfange exportiert, woraus man auf ihre hervorragende Leistungsfähigkeit schließen darf. Wer nun in Erwägung zieht, welche außerordentliche Mühe und wieviel Zeit die Herrichtung eines feinen Filzhutes verursacht, obwohl das Verfilzen des Materials an und für sich höchst einfach ist, der wird die großen Preisdifferenzen der Filzhüte begreifen. Form und Größe fallen dabei nicht so sehr ins Gewicht, wie die gröbere oder geringere Feinheit des Materials und dessen mehr oder minder sorgfältige Bearbeitung. — Fred Hood.

## Kleines feuilleton.

— Aus den Erfahrungen eines Klavierlehrers. Der Klavierlehrer am Pariser Konservatorium M. Albert Lavignac berichtet über seine Erlebnisse und Erfahrungen als Lehrer. Die Leipziger Signale teilen aus diesen Wahrnehmungen die folgenden mit:

„Mein Fräulein, dieses Adagio haben Sie gehudelt. Bitte noch einmal, aber ruhig und in gleichmäßigem Tempo!“

Das Fräulein sieht den Lehrer mit dem Sterblichkeits des angegeschossenen Rehes an, spielt und läßt die großen Tränentropfen über die Waden rinnen. Wehe dem Mitleidigen! Er provoziert einen Weintrampf. Der Gewichte läßt die Kleine spielen und — heulen. Eine andre, von der trogigen Art, weint nicht, aber karikiert das Adagio zu einem Trauermarsch, bis der Lehrer sie forschickt. Alle ohne Ausnahme, die streng tugendhaften, wie die eigentlichen gamines versuchen es, den Mann im Lehramt für sich zu gewinnen und für ihre Stimmungen gefügig zu machen. Jede bringt zum Unterrichts eine kleine Geschichte oder wenigstens eine Miene mit, die gefragt sein will: Warum so traurig? Warum so lustig? Warum so böse? Das sind die schlimmsten und schwierigsten Versuchungen. Ein richtiger Musiklehrer muß für Geschichten und Mienen gleichgültig scheinen, darf es aber nicht immer sein, wenn die Trauermiene bei einer ernsthaften Schülerin ernsthaft ist. Es giebt wirklich manchmal Katastrophen zu verhüten. Was aber doch Komödie, dann rettet nur ein derbes Kreuzmillionendonnertwetter das gefährdete Ansehen und führt die Kleine Kofette in die Bahn des Respekts zurück. Vor allem kein Gespräch mit einer Schülerin unter vier Augen! Die andren glauben dann, es gebe eine Begünstigung. Die Begünstigte

spielt sich als das bevorzugte Genie auf, und die Mütter der andren laufen Sturm, um ihre Töchter gegen die drohende Zurücksetzung zu verteidigen. Aus einem Dialog zwischen einer solchen Mutter und dem Lehrer:

„Mein Herr, meine Tochter ist ein Engel!“

„Wer ist Ihre Tochter?“

„Jene Luise Pomponnier, die Sie mit der Ausschließung bedroht haben!“

„Ihre Tochter hat einer Kollegin im Unterrichtszimmer eine Ohrfeige gegeben! Das können wir nicht dulden.“

„Meine Tochter ist ein Engel, jene andre ist eine Intrigantin.“

„Aber — —“

„Meine Tochter ist ein Engel. Ich werde meinen Weg bis zum Minister zu finden wissen!“ —

k. Die Schrecken des Schlachtfeldes. Der französische Militärchirurg Berch entwirft in seinem Tagebuch eine Schilderung von den Schrecken des Schlachtfeldes von Eylau (1807): „Noch nie hatten so viele Leichen einen so kleinen Raum bedeckt. Der Schnee war überall von Blut gefärbt; der Schnee, der immer noch fiel, begann die Leichen den Blicken der Vorübergehenden zu entziehen. Eine Menge Generale und hervorragender Offiziere waren umgekommern. Das Blutbad war entsetzlich, und unsre Chirurgen konnten nicht dem Andrang von Verwundeten genügen. Mehrere Häuser der kleinen Stadt Eylau waren in Brand geraten. . . . Die Truppenbewegungen, die glänzenden Waffen, die Manöver und das Feuer der Artillerie, die marschierenden Mannschaften, die unzähligen Leichen, das gab alles zusammen ein herzzerreißendes und seltsames Schauspiel ab. An der Rückseite des Kirchhofes, nach der Ebene zu, war das Blut in Strömen geflossen; es war das der Russen. Um die Kirche in der Stadt, in den Höfen und Häusern, kurz, überall sah man nur Leichen und tote Pferde. Die Wagen fuhrn darüber hinweg; die Artillerieparcs zerstückten sie und zermalmtcn die Schädel und Glieder. . . .“ „Wenn man nur Tote fände, so wäre der Anblick eines Schlachtfeldes nicht so schrecklich, aber die unglücklichen Verwundeten, denen man weder helfen, noch sie alle mit einem Male fortschaffen kann, die Sterbenden, deren Qualen man nicht abkürzen darf, das alles bricht einem das Herz.“ Die Ambulanz von Eylau, sieben Tage nach der Schlacht, beschreibt Berch in folgender Weise: „Vor dem Hause lagen unzählige Leichen unsrer Verwundeten, die sterbend in der Ambulanz ankommen. Im Zimmer des Erdgeschosses lag ein Haufen von abgeschnittenen Gliedern; das Blut rieselte von allen Seiten. Das Geschrei, Stöhnen und Heulen der Unglücklichen, die man auf Leitern, Gelwehren und Kisten herbeistrug, das Wehklagen derer, die baten, gleich operiert zu werden, das Stöhnen der Operierten selbst — diese Laute des Schmerzes und der Verzweiflung, all das ging einem durch und durch. . . .“

**Kulturgeschichtliches.**

— Eine Augsburger bürgerliche Hochzeit des Mittelalters wird im letzten Heft der Zeitschrift „Antiquitäten-Rundschau“ (Berlin, Verlag Continent) sehr ergötzlich, wie folgt, geschildert. Zu Augsburg verheiratete im Jahre 1493 ein reicher Väder, Veit Gundlinger, seine einzige Tochter an einen Zinzenbläser (Zinzenisten Vlauch), der aber Bürger werden mußte, um seine Braut zu erlangen, und hernach einen Weinhandel anlegte. Der Vater, der seine Tochter außerordentlich liebte, ließ ihr ein kostbares Brautkleid machen, das aus lauter einzelnen zusammengesetzten Stoffstücken und blauem Seidenzeuge bestand. Damals bestanden nämlich die kostbarsten Frauenkleider aus lauter einzelnen Stücken, die mit schmalen Treffen zusammengefügt waren. Die Mänte waren mit goldenen Spangen besetzt; den Saum des Oberkleides umfaßte eine breite Goldspange, und der Unterrock „war mit köstlicher Arbeit gar wohl genäht“. Um die Taille schlang sich gleichfalls eine Goldspange, und die Armbänder „waren besetzt mit edelm Gestein“, die Strümpfe hatte die Braut gebunden „mit guldenem Fädlein“ und die Schuhe waren reich bedeckt mit Silber. Kurz, die Braut war so trefflich herausgeputzt, daß die „Teuflein aff der Gassen“ sie ins Angesicht lobten, und an dem „köstlichen Bräutlein sich nicht erfättigen konnten“ — der Bräutigam „trug ein graues Rödlein“, große Schnabelschuhe und um den Hut eine breite Goldspange. An den Schuhen gemeiner Leute waren die Schnäbel einen halben Fuß, an der Schuhen großer Herren zwei Fuß lang. Sie waren mit allerlei Figuren und Schnörcklein geziert, auch wohl die Spitzen mit Schellen besetzt. Nachmittags nach der Trauung wurde an 60 Tischen gespeist, und an jedem Tische saßen 12 Männer, Junggesellen, Frauen und Jungfern, zusammen 770 Hochzeitsgäste, unter denen Ratsherren und vornehme Frauen waren, „was viel Freude und Lustigkeit gab durch einander“. Die Hochzeit dauerte acht Tage. Es wurde so gegessen, getrunken, getanzt und geschwärmt, daß am fiebenten Tage schon viele wie tot hinfielen, und nur durch den Rärm der andern wieder zu sich gebracht wurden. Auch wurde gar freundlich und zärtlich gebuhlet, genedet und geliebt, und die erfreuten Ratsherren sagten den hübschen Bürgerweibern viel Schönes vor, was diese ihrer Obrigkeit gern glaubten. Zu diesem Ehrentage hatte Gundlinger ins Haus geschafft: 20 Ochsen, 49 Ficklein, 500 Stück allerlei Febervieh, 30 Hirsche, 15 Auerhähne, 46 gemästete Kälber, 900 Würste, 95 gemästete Schweine, 25 Pfauen, 1006 Gänse, 15 000 Hente, Barben, Kaltraupen, Forellen, Krebse usw. Nach ausgerichteter Hochzeit blieb noch soviel übrig, daß es noch ein großes Trafkament hätte geben können. An barem Gelde gab er seiner

Tochter „3000 guldene Stücke“ mit, die übrige Ausstattung war so reichlich, daß die gute junge Frau davon noch aufheben konnte „für ihre Kindeskindlein“. Die Gäste schenkten ansehnlich, wobei der Chronist jedoch bemerkt: „Die ärmsten Bürger gaben mehr als die fettesten Ratsherren.“ Die Väckernechte, ihrer 170 an der Zahl, ließen sich ihrem Herrn und Meister gegenüber nicht schlecht finden und verehrten einen eine halbe Elle hohen Pokal, in welchem ein zweiter, dritter und vierter saß, immer einer kleiner als der andre. —

**Naturwissenschaftliches.**

u. Die Schwimmblase. Ein recht interessantes Organ ist die Schwimmblase der Fische, die ihnen bei der Bewegung im Wasser die wichtigsten Dienste leistet. Um so auffälliger ist es, daß über die Wirkungsart dieses Körperteils noch so wenig Klarheit herrscht. Der Zoologe A. Jaeger hat nun genaue anatomische Untersuchungen der Schwimmblase vorgenommen und durch exakte Versuche die Art ihrer Thätigkeit festgestellt. Hiernach bedienen sich die Fische der Schwimmblase, um sich im Wasser zu heben oder zu senken, je nachdem sie etwas sonst an die Blutflüssigkeit gebundenen Sauerstoff in die Schwimmblase eintreten lassen oder aus ihr in die Körperhöhlen entlassen. Da dieser Gasaustausch sich aber nicht so schnell vollzieht, wie eine Hebung oder Senkung notwendig ist, können die Fische die Wirkung beschleunigen, indem sie durch Muskelthätigkeit die Schwimmblase zusammenpressen oder ausdehnen und hierdurch ihr spezifisches Gewicht verändern. Wertwürdigerweise liegt bei den Fischen die Schwimmblase nicht überall am gleichen Punkt des Körpers, bei Barsch und Schleie liegt sie so günstig, daß sie allein das Heben und Senken ermöglicht, während beim Hecht und bei der Plöge dazu die Mitwirkung der Schwanzflosse notwendig ist. —

**Humoristisches.**

— Det Mädchen. Ein Berliner Schularzt untersuchte kürzlich die Abschlügen einer Gemeindefchule. Die Lehrerin machte ihn besonders auf einen Jungen aufmerksam, der, obwohl körperlich und geistig ganz gut entwickelt, die seltsame Angewohnheit habe, unaufhörlich zu lachen. Troz der sorgfältigsten Untersuchung konnte der Arzt nichts Anormales an dem Kinde entdecken, welches auch alle an ihn gerichteten Fragen ernsthaft beantwortete.

„Nun, sage mir mal, mein Junge, warum lachst Du denn immer in Fräuleins Stunden?“ fragte schließlich der Arzt.

„Wenn id det Mädchen sehe, muß id lachen!“ antwortete der Knirps prompt. —

— Erkennungszeichen. Auf einer kleinen Eisenbahnstation traf eines Tages eine Kommission von höheren Beamten ein, um über einen Unfall eine Untersuchung anzustellen. Als die Herren den Zug verlassen hatten und sich eben ins Stationsgebäude begaben, fragte der Bahnsteigschaffner den dienstthuenden Assistenten, einen wegen seines trodenen Humors allgemein bekannten und beliebten Beamten, welcher von den Herren der Kommission denn der höchste sei?

„Der das dümmste Gesicht macht,“ war die kurze Antwort des Befragten. —

— Politische Eifersucht. Norddeutscher zu einem Münchener, der soeben die vierte Maß Bier bestellt: „Aber, mein Vester, fürchten Sie sich, von dem vielen Trinken ein sogenanntes Bierherz zu bekommen?“

Münchener: „Machen's Ehana darüber loane Sorgen, Herr Nachbar! Dös san innere Angelegenheiten von uns Bayern, in die Ihr Preißen uns nix dreinzureden habt.“ — („Jugend“.)

**Notizen.**

— Rudhard Kipling erhält von den Verlegern der großen amerikanischen Zeitschriften für jedes Wort, das er schreibt, ungefähr 20 M. —

— Im Schiller-Theater gelangt nächstens E. Gaddon Chambers vieraktiges Lustspiel „Die Tyrannie der Thränen“ zur Aufführung. Das Stück ist bisher in Berlin noch nicht gegeben worden. —

— Arthur Piechhofers Lustspiel „Die Diplomatin“ geht noch in dieser Saison im Wiener Burgtheater in Scene; Lotte Witt spielt die Titelrolle. —

o. In London ist soeben eine Akademie für dramatische Kunst eröffnet worden. —

t. Japan führt jetzt bereits über 7 Millionen Tonnen Kohle jährlich an verschiedene Länder Ostasiens aus. —

— Fette Koser, der berühmte Hygieniker, war sehr zerstreut. Es war der ständige Spott seiner Familie, daß er stets ohne Regenschirm heimkehrte. Darum war er besonders stolz, als er einmal von einer Reise nach England seinen Regenschirm glücklich wieder auf den Kontinent zurückgebracht hatte. Triumphierend telegraphierte er von Augsburg nach Hause: „Ich und mein Regenschirm kommen um die und die Stunde heim.“ Als er aber seine Wohnung betrat und das glücklich gerettete Gerät den Seinigen voll Genugthuung vorweisen wollte, bemerkte er mit Schreden, daß seine Hand leer war. Er hatte den Regenschirm im — Telegraphenamt zu Augsburg stehen lassen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 1. Mai.